

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

138.

Sonnabend, am 16. November 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Der güldne Ring.

Der Herberg mancher Gilden, der Burschen Burg und  
Ruh,

Der wanderte spät Abends ein Corps Gefellen zu:  
Der Drang war groß, die Thür war klein,  
Und Jeder will der Erste sein  
Im Haus.

Der Herbergsvater schaut hinaus,  
Und spricht den Gruß: „Woher zu wandern?  
Könnt Ihr nicht alle Mann der Erste sein,  
So sei es Einer nach dem Andern,  
Wie's Handwerk folgt, so sprecht ein.“ —

Nun will erst recht ein Jeder Erster sein.  
Der Schuster spricht: „Wenn ich nicht wär,  
Wo kämen Stiefeln zum Wandern her?“ —

„Vom Leder!“ fiel der Gerber ein. —  
„Nein, von der Haut!“ schlug Mehger drein. —

„Was Stiefeln! back' ich kein Brod,  
So seid Ihr auch in Stiefeln todt.“ —

„Und mah! ich nicht, so bäckst Du Stroh,

Dann, mein' ich, wär es auch noch so.“ —

„Und schmied' ich keinen Pflug,

So mahlt der Müller Wind,

Dann sind wir just so klug.“ —

„Klug hin, klug her, der Maurer muß voraus,  
Wo wär die Herberg hier, bau ich kein Haus?“ —

„Wie aber, Bruder, willst ins Haus hinein,  
Bringt nicht der Schlosser erst den Schlüssel 'rein?“ —

„Pah, ohne Schlüssel bau ich erst' und lehtes Haus!“  
Fuhr wie sein Hobelspan der Schreiner 'raus. —

„Und, Bruder, hast Dein lehtes fertig Du,  
Dann komm ich, Nagelschmied, und schließe zu!“ —

Allein ganz fix, nähnadelfein  
Bügelt der Schneider hinterdrein:

„Ist Leut' begraben eine Kunst,

Nein, Leute machen, das ist ein'.“ —

„Du machst doch keine, kleiner Schneider?“ —

„Nein, ich nicht, aber meine Kleider.“ —

Mit Gunst!

Der kleine Schneider war hinein.

Doch fest, als thät er einen Balken fassen,

So griff der lange Zimmermann 'mal aus:

„Für'n Schneider hab' ich just das Loch gelassen!

Kopf weg!" und warf den Schneider wieder 'naus. —  
 „Sacht, Kinder, immer sacht!" —  
 Ruft Herbergsvater steuernd jetzt heraus:  
 „Den Fehler hier hab' ich gemacht!"  
 Und hebt die Thüre sammt der Angel aus:  
 So wahr mein Haus hier steht in Gottes Hand,  
 Und ist zum güldnen Ringe zubenannt,  
 So sollet Ihr herein mit sammen wandern;  
 Habt Ihr doch Werth erst Einer durch den Andern:  
 Denn alle Gilben sind ein güldner Kranz,  
 Drin jedes Blatt hat seinen Werth und Glanz.  
 Jedwedes Reis, wo es auch Platz genommen,  
 Zum güldnen Ringe ist es gleich willkommen;  
 Drum kommt mir alle Mann zugleich herein,  
 Soll Keiner Erster oder Letzter sein!

Scherenberg.

## Eine Heirathsgeschichte.

Von Luise Marezoll.

(Schluß.)

Und jetzt kam auch der Onkel! doch nicht der Onkel Landrath, sondern der ihr ganz fremd gewordene Onkel Wilibald. Als dieser eine blonde Schöne, gleichsam seiner harrend, an dem bestellten Orte stehen sah, wollte er sich eben mit einer feinen, das Gespräch anknüpfenden Frage (die er sich schon vor sechs Wochen ausgedacht) an sie wenden, als Bertha pfeilschnell hinter die Bude schlüpfte, und ehe ihr Begleiter sich noch von seinem Erstaunen über den vermeintlichen Gegenstand ihrer Erwartung erholt, war sie, wie vom bösen Feind verfolgt, wieder in die Stadt geeilt und seinen suchenden Augen entschwunden. Kopfschüttelnd blieb der so eben aus der geschickten Hand des berühmtesten Haarkünstlers hervorgegangene, durch das modernste Arrangement seines noch starken und dunkeln Haarwuchses, und eines höchst eleganten, fashionablen Anzugs bedeutend verjüngte Wilibald vor der Pfefferkuchen-

bude stehen. Er konnte dem wohlthuenden Gedanken, daß diese hübsche junge Blondine hier seiner Begegnung geharrt und bei seiner Annäherung aus mädchenhafter Scheu geflohen sei, (natürlich um wiederzukommen), nicht lange nachhängen, denn schon sah er eine andre Dame sich nähern, ebenfalls jung und hübsch, und nicht ganz dunkel von Haaren. Ehe er jedoch Zeit gefunden, sich ihr auf irgend eine Weise bemerkbar zu machen, kam eine ältere Dame, die er augenblicklich für seine wohl conservirte Schwester erkannte, von der andern Seite ihm entgegen. Sich hier von ihr finden und anreden zu lassen, dünkte ihm eine Sache der Unmöglichkeit, weshalb er denn, anstatt sich der Jugendliehen bedeutungsvoll zu nähern, eiligst an ihr vorüberannte, hoffend, durch schnelle Flucht den scharfen Blicken seiner Schwester zu entgehen. Allein keineswegs gesonnen, das Feld gänzlich zu räumen, wollte er nur einstweilen der Gefahr, erkannt zu werden, durch einen Seitensprung entfliehen. In dieser Absicht wandte er sich links, um von der andern Seite wieder auf dem Schauplatze zu erscheinen. Da hörte er plötzlich einen eiligen Schritt hinter sich; ein Mann bemächtigte sich ungefragt seines Arms, und zog ihn schnell mit sich hinunter in den Park. Ueberrascht und in höchster Entrüstung wollte er den ungebetenen Begleiter gewaltsam von sich abschütteln, als ihm eine wohlbekannte Stimme zuraunte:

„Wilibald! welch eine Thorheit!"

„Bruder Carl, bist Du es?" fragte der Angeredete.

„Ja freilich bin ich es," erwiderte der Landrath außer Athem, „und danken wirst Du es mir, daß ich Dich vor dem dümmsten Streich Deines Lebens bewahrt habe."

Vergebens versicherte Wilibald, daß er jetzt nicht mit ihm gehen könnte, daß wichtige Geschäfte ihn auf kurze Zeit abriefen, daß er ihn aber nach einer Stunde in seinem Hotel aufsuchen wolle. Mit Riesenkraft hielt der Landrath den Arm seines Bruders unter dem seinigen fest und zog diesen, ohne daß er es wollte, mit sich fort durch den Park, die Promenade entlang, immer weiter und weiter, bis sie ein einsames Plätzchen im Rosenthale gefunden.

Während des raschen Laufs waren nur heftig

polternde Worte von der einen und begütigende von der andern Seite gesprochen worden. Jetzt, nachdem sie eine Bank erreicht, erbat sich der Landrath ein ruhiges Gehör. Er erzählte, daß er in dem vor sechs Wochen abgedruckten Heirathsantrage mit Entsetzen den eigenen Bruder erkannt, und sogleich den Entschluß gefaßt habe, ihn wo möglich von der Ausführung dieses phantastischen Vorhabens abzuhalten. Mit kurzen, kräftigen Zügen entwarf er ein Bild seiner Zukunft an der Seite einer unter den Pfefferkuchenbuden gefundenen Gattin, indem er ihm zu beweisen suchte, daß, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Närrinnen oder auf Abenteuer ausgehende Damen sich zu einem solchen Rendezvous einfinden würden. Er stellte ihm vor, um wie viel Lebensglück er sich selbst und seine Geschwister durch seinen starren Sinn, durch sein beharrliches Abweisen aller Liebeszeichen von den Verwandten, gebracht; wie tief er ihn gekränkt durch die verweigerte Bitte, bei ihm zu leben, wie sehr er die Schwester dadurch betrübt, daß er ihren Vorschlag, seine Häuslichkeit mit ihm zu theilen, so schnöde zurückgewiesen.

Mit niedergeschlagenen Augen und ohne Unterbrechung hatte Wilibald die brüderlichen Ergießungen und Vorwürfe angehört. Jetzt blickte er mit einem tiefen Seufzer auf, dem wohlmeinenden Bruder in die treuen Augen; und als dieser nun Vergeben und Vergessen alles Vorgefallenen verließ, wenn Wilibald sich noch heute Abend von ihm auf's Gut entführen lassen wollte, da brach dem wunderlichen Manne der starre Sinn. Er bekannte, daß er das Glück des schönen Familienlebens muthwillig von sich gestoßen, acht Jahre in dumpfer, eintöniger Einsamkeit, ohne Freude und ohne Theilnahme zugebracht, und eben im Begriff gewesen sei, diesen nicht länger mehr zu ertragenden Zustand à tout prix mit einem andern zu vertauschen. Ohne Einwendung willigte er ein, den Bruder sogleich in sein Hotel zu begleiten, woselbst die drei Damen seiner und des Mittagessens gewiß sehnsüchtig harren würden.

Die Tante und Caroline waren zusammen dort eingetroffen, nachdem sie sich auf dem zweideutigen Wege zwischen den Pfefferkuchenbuden

begegnet, und Beide daselbst, um ihr Dortsein zu rechtfertigen, sehr reichliche Einkäufe gemacht hatten. Eine Jede wußte viel davon zu erzählen, durch welche sonderbare Zufälle sie gerade in diese Gegend der Messe gerathen war; auch theilten sie sich ihr Erstaunen darüber mit, daß sie Bertha, die sie doch bei ihrer Freundin in der Catharinenstraße wohl aufgehoben geglaubt, im Fluge von fern gesehen. Man enthielt sich übrigens von beiden Seiten aller Vermuthungen, und die lustige Tante, welche sonst nach jedem Gang auf der Messe die spasshaftesten Dinge zu erzählen wußte von dem, was sie gesehen und gehört, und dem, was sie sich daraus zusammengesetzt, war heute ungewöhnlich ernst und sah fast verlegen aus. Im Hotel angekommen, fanden sie Bertha sehr kleinlaut, erschauert und über Kopfschmerz klagend, in einer Ecke des Sophas sitzen. Auf die an sie gerichteten Fragen, wie sie von ihrer in der Catharinenstraße wohnenden Freundin auf den Augustusplatz gerathen? gab sie zwar eine sehr wortreiche, aber keineswegs genügende Antwort, und ihr fehlte die Legitimation ihrer Erscheinung an diesem Orte, die Vorräthe von Pfefferkuchen, durch welche Tante und Cousine ihren Besuch in dieser Region rechtfertigten.

Lange mußten sie auf den Landrath warten, der eine ganze Stunde länger ausblieb, als er gesagt. Daß er nicht allein kommen würde, wußte nur die Tante, die den adonisirten Wilibald augenblicklich erkannt und aus seiner Umgestaltung und der ihn seltsam kleidenden jugendlichen Beweglichkeit sehr richtig den Zusammenhang errathen hatte. Nun erst ging ihr ein Licht über des Landraths heimlich gehaltene Fahrt in die Stadt auf, und sie konnte sich nicht genug über sich selbst wundern, daß sie den brüderlich-hagestolzischen Stil nicht sogleich beim Lesen erkannt. Jetzt galt es, nur den Schein des Lächerlichen, die Muthmaßung, als ob sie dem Heirathscandidaten zu Gefallen in jener Budenreihe erschienen sei, von sich abzuhalten, so schwer es ihr auch wurde, diesen herrlichen Stoff zu komischen Situationen unausgemalt zu lassen. Denn daß ihre beiden Nichten in ähnlicher Absicht, obgleich wahrscheinlich mit ernstern Gedanken, vor dem süßen Gebäck vorbeidürrt wa-

ren, litt keinen Zweifel. Wie viel hätte sie darum gegeben, nicht bei diesem Abenteuer betheilig gewesen zu sein, um das Begegnen des Onkels mit den Nichten in das rechte, d. h. das lächerlichste Licht setzen zu können. Aber sie mußte schweigen und froh sein, wenn die jungen Mädchen entweder aus Mangel an Combination oder aus Rücksicht schwiegen.

Endlich that sich die Thüre auf und der Landrath trat mit seinem schön geputzten Bruder in das Zimmer. Frau von K., auf diesen Anblick vorbereitet, schloß den Bruder mit schwesterlicher Zärtlichkeit in ihre Arme, indem sie ausrief: „So habe ich mich also doch nicht getäuscht, als ich Dich von fern zu sehen glaubte, wie ich, Bruder Carl's Befehl trozend, den heiligen Sonntag durch den Einkauf der von uns Allen so gern gegessenen Braunschweiger Pfefferkuchen entweihete; aber wer hätte doch den Menschenfeind auch hier im Gemüth der Messe, und noch dazu in so festlicher Kleidung erwarten sollen! Darum mißtraute ich meinen Augen und wagte nicht, den Nichten, die sich zufällig auch in jener Gegend eingefunden, die fröhliche Aussicht eines Wiedersehens mit ihrem geliebten Onkel zu eröffnen.“

Die lange Umarmung und noch längere Rede seiner Schwester gewährte dem verlegenen Willibald Zeit, sich einigermaßen zu sammeln; als er sich jedoch, ihren Armen entwunden, im Zimmer umsah, und in den beiden Nichten jene zwei Blondinen erkannte, deren Begegnung am bezeichneten Ort ihm so schmeichelhaft gedünkt, drohte die mühsam errungene Fassung ihn wieder zu verlassen. Er stammelte kaum hörbar: „Ihr meine Nichten! o, wie seid Ihr doch so groß und schön geworden!“

Und Du so jung! hätte die muthwillige Tante gern hinzugefügt, da ihr in diesem Augenblick erst wieder einfiel, daß der schlaue Bewerber sein Alter mit „über Dreißig“ angegeben, welche Angabe auch noch bei siebenzig und achtzig Jahr gültig gewesen wäre. Das erste halbe Hundert hatte er vor vier Jahren glücklich zurückgelegt; doch war er immer noch ein stattlicher Mann zu nennen, für welchen eine Wittve oder Jungfrau gerade unter Vierzig sehr passend gewesen

wäre. Caroline, deren Erwartung, einem vorzüglich interessanten Mann oder doch wenigstens einem kleinen Abenteuer zu begegnen, durch das unglückliche Zusammentreffen mit der Tante grausam getäuscht worden war, hatte zwar den bestmöglichst herausstarrten Willibald mit seiner auf sie gerichteten Lorgnette wohl bemerkt, da er Punkt eils Uhr der einzige gutgekleidete Mann in dieser Budenreihe gewesen, aber es nicht für möglich gehalten, daß er, der Fünfiger, der Suchende sein könne. Als sie jetzt jedoch seine Verlegenheit wahrte und diese mit den schlaunen Mienen der innerlich lachenden Tante in Verbindung brachte, dämmerte die Möglichkeit, Onkel und Brautwerber in einer Person vor sich zu sehen, in ihr auf, und sie fühlte sich durch diese Entdeckung so unwiderstehlich zum Lachen gereizt, daß nur des Vaters sehr ernste Miene sie im Zaum zu halten vermochte.

„Ach, liebes Onkelchen! wie schön, daß wir Dich endlich wieder haben!“ war Alles, was sie mit mühsam unterdrücktem Lachen hervorbrachte, während die arme Bertha, die sich gar wohl bewußt war, durch ihren jungen Begleiter doppelt zweideutig erschienen zu sein, vor Scham beinahe in die Erde sank und nur mit höchster Anstrengung ihre Thränen zurückhielt.

Bis zu diesem verhängnißvollen Augenblick hatte der gute Landrath auch nicht den leisesten Argwohn gehegt, bei dem Heirathsgesuch anders als durch die Hauptperson betheilig zu sein. Jetzt aber, nachdem er mit Erstaunen von seiner Schwester gehört, daß alle drei Damen den bezeichneten Ort besucht, gedachte er der ersten Unterhaltung nach vorgelesenem Heirathsgesuch, der dreifachen Machinationen, ihn in die Stadt zu begleiten, und nun wurden ihm die verschiedenen Aeußerungen des Erstaunens, der Verlegenheit, des unterdrückten Spotts und der Scham bei allen Theilen klar. Sein erstes Gefühl war Unwillen, ihn empörte der fecke Uebermuth seiner Schwester, deren Motive er leicht errieth, wohl wissend, daß sie nicht im Ernst daran dachte, eine zweite Ehe einzugehen. Ihn ärgerte der romanhafte Sinn seiner Tochter, die so viele, und darunter wirklich liebenswürdige, Bewerber aus nichtigen Gründen abgewiesen, und nun im

Begriff gestanden hatte, sich einem Schwärmer, Glücksjäger oder Narren in die Arme zu werfen. Und was sollte er nun gar von der kleinen Bertha denken, die bis jetzt noch nie durch Wort oder Blick verrathen, daß ihr die Lage im Hause des Onkels zu peinlich dünke, um sie länger ertragen zu können, deren Gedanken, wie er wohl wußte, sich nicht in eine ferne Zukunft zu verlieren, unnützen Sorgen Raum zu geben pflegten. — Der von den Kellnern hereingetragene Mittagstisch unterbrach seinen nicht eben erfreulichen Ideengang. Er drängte den aufsteigenden Unmuth so viel wie möglich zurück, um die Freude, den geliebten Bruder wiedergefunden zu haben, ungetrübt zu genießen.

Die kleine Spannung verlor sich allmählig; man scherzte und lachte, und Wilibald, der solchen Freuden acht lange Jahre entfremdet gewesen, fühlte sich so heimisch und behaglich in dem fröhlichen Kreise, (selbst Bertha konnte wieder lachen), daß er gar nicht wieder in seine Junggesellenwirthschaft zurückzukehren beschloß. Sein alter Bedienter sollte zur Besorgung der nöthigen Geschäfte nach M. fahren, während er neben Johann auf dem Boocke sich einen Platz erbat.

So weit waren die Verhandlungen bis zum Dessert gediehen, und das heitere Mittagemahl würde wahrscheinlich ohne Auseinandersetzung zu Ende gekommen sein, wenn nicht die übermüthige Tante zuletzt noch ihre Pfefferkuchen und Pfeffernüsse zum Nachtsisch aufgetragen hätte. Der Wein hatte die Zungen der Männer gelöst; Wilibald, schon längst im Zuge, sein Herz zu eröffnen, gerieth beim Anblick der süßen Pfefferkuchen in eine idyllische Stimmung. Er recitirte Verse, die er als Knabe gelernt, erzählte, wie die Vorliebe für dieses Gebäck sich aus den Kinderjahren bei ihm erhalten, und wie er daran sogar große Erinnerungen zu knüpfen, es in sein Schicksal zu verflechten gedacht. Jetzt hielten sich Tante und Nichten nicht länger; uneingedenk ihrer eigenen, mit den Pfefferkuchen zusammenhängenden Thorheit, drangen sie in den glücklichen Wilibald, ihnen Aufschluß über diese räthselhaften Aeußerungen zu geben. Vergebens bemühte sich der Landrath, den Strom der offen-

herzigen Ergießungen seines Bruders zu hemmen; er achtete weder auf Winke noch Zeichen, und gab mit komischer Treuherzigkeit die Geschichte seiner beabsichtigten Verheirathung zum Besten. Erst schilderte er den innern Kampf, ehe er zu dem großartigen Entschluß gelangt, dann seine Angst, wie er sich durch die gedruckte Aufforderung gewissermaßen gebunden geglaubt, und endlich seine gespannte Erwartung, welcher Loos er ziehen würde. Bis jetzt hatten die sich unentdeckt gehaltenen Mitschuldigen mit allen Zeichen der Theilnahme zugehört, ja die sicher gewordene Tante sich sogar erlaubt, witzige Bemerkungen und kleine spöttische Seitenhiebe dazwischen zu werfen. Als jedoch der Erzähler bis zu diesem Punkte gekommen, veränderte sich die Scene, denn auf die feste Frage: „welcher Art von Schönen er begegnet?“ beschrieb er seine übermüthige Schwester und ihre beiden Nichten so genau, daß ihnen das Lachen verging und Bertha lieber geweint hätte. Der Landrath aber rief seinem Bruder ein lautes Bravo zu, und nun kam die Reihe des Erzählens an die heirathslustigen Damen. Hier half kein Lügner; jede war die Anklägerin der andern, und so erfuhr denn Wilibald, aus welchen Beweggründen die blonden Damen ihn zwischen den Pfefferkuchenbuden aufgesucht. Daß ihn die Schwester anzuführen, sich nur einen Scherz mit ihm zu machen gedacht, konnte er lange nicht vergessen, eben so wenig gefiel es ihm, daß Caroline nur in der Hoffnung, einen Romanhelden zu finden, den seltsamen Schritt gethan. Dagegen rührte es beide Männer, daß die mittellose Bertha sich eigenhändig zu versorgen beabsichtigt, um dem Onkel die Sorge für ihre Erhaltung in spätern Jahren zu ersparen.

Wilibald blieb ein geringgeschener Gast auf dem Gute des Landraths. Jeder Versuch der Tante, ihn zu einem nochmaligen Heirathsgesuch zu bereden, prallte jedoch an seinem unerschütterlichen Gleichmuth ab.

Zwei Jahre waren seitdem verstrichen; Caroline hatte sich endlich entschlossen, einem jungen, höchst liebenswürdigen, aber dabei doch praktischen Gutsbesitzer ihre Hand zu reichen, und auch Bertha hätte ihrem Beispiel folgen können, wenn

sie es für redlich gehalten, das Herz von der Hand zu trennen. „Du wirst doch noch einmal den Onkel Wilibald heirathen, der Dir besser zu gefallen scheint, als alle anderen Männer,“ sagte die Tante, „und da er erst über Dreißig ist, könnt Ihr ja Beide noch warten.“

Aber sie warteten nicht lange mehr, nachdem die Tante ihnen diese Möglichkeit eröffnet, sondern kamen schon am andern Tage, nachdem Wilibald von Bertha erfahren, wie sie an jenem Messonntag zu dem jugendlichen Begleiter gekommen, zum Landrath, sich als Braut und Bräutigam zu präsentiren.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im October.

(Schluß.)

Die sonst so zahmen Recensenten Wiens sind nun über den Charakter Lothar's wie ergrimmete Bullenbeißer hergefallen, und sie taufte ihn mit allen Synonymen eines Schwächlings und Feiglings, der nichts Hohenstaufisches thue, sondern spießbürgerlich handle und ende; ja sie verdächtigten sogar nicht undeutlich die Gesinnung des Dichters, als hätte dieser den Ruhm der Hohenstaufen vor dem Glanze von Habsburg sich in ein Nichts wollen auflösen und spurlos verschwinden lassen.

Um den Dichter vor dieser so sehr gehässigen Zuthung einer elenden patriotischen Schmeichelei zu retten, müssen wir die betreffenden Wortführer vor Allem fragen: „Gab euch der Verfasser ein Recht, in Lothar einen wirklichen, legitimen Hohenstaufen zu sehen? Nannte er sein Stück eine historische Tragödie? Geht nicht der ganze Spuk der Kronenwächter wie ein Märchen durch das Drama, dem die Person des Kaisers Max nur als Folie dient? Verliert der Ruhm der geschichtlichen Hohenstaufen im Geringsten etwas durch die anders gehaltene, märchenhafte, romantisch-poetische Behandlung eines angeblichen letzten Hohenstaufen, der nur in der Sage existirt? Und warum, ihr lauten Chorführer des

Journalismus, verschweigt ihr denn das ganz gegen euch sprechende Factum, daß sich im Drama eine Menge Stellen findet, welche warm und kräftig die Macht und Herrlichkeit der Hohenstaufen schildern, und daß eben die Worte, welche die Prinzessin Susanne, im 3. Acte, von der damaligen Größe und dem Ruhme Deutschlands spricht, jedesmal mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen werden?“ Das Verschweigen dieses und manches andern Umstandes, z. B. der gegen Habsburg vorkommenden Stellen, dünkt uns um so liebloser und unedler, als ja Lothar für seinen Treubruch an den Hohenstaufen und für sein Hingeben an den Fürsten aus Habsburgischem Hause mit dem Tode büßt. — Was die spezielle Charakteristik Lothar's betrifft, so mögen uns jene Herren antworten: ob es denn keine tragische Schuld sei, daß Lothar in der Rolle eines geheimen Verschwörers auftritt, der noch im 2. Acte den Plänen und Vorbereitungen der Mitverschwornen seine Zustimmung giebt? Warum, müssen wir fragen sollte es nicht dramatisch regelrecht sein, sich den von der Sage, nicht von der Geschichte gebotenen angeblichen Hohenstaufen mit tiefem Gemüthe begabt zu denken, ihn auf dem stilleren Wege menschlich schöner und wahrer Empfindungen wandeln und im Conflict derselben mit seiner, Blut- und Gewaltthat fordernden Bestimmung sein tragisches Geschick erfüllen zu lassen? — Pechtler's Idee dünkt uns neuer und schöner, als wenn er in geschichtlich hohenstaufischem Sinne ein rauschendes, schon zehnmal dagewesenes Paradesstück geliefert, oder, abweichend von der poetischen Innerlichkeit seines Stoffes, ein Drama nach den modernen politischen Verstandes-Tendenzen geschrieben hätte.

Ich darf übrigens nicht verhehlen, daß der Fehler des Stückes einzig nur in der Zeichnung Lothar's, nicht aber, wie unsere Kritiker meinen, in der Tendenz des Drama's, liege. Lothar ist der Held eines Trauerspielles, und dessen Gesetze erheischen es, daß die tragische Schuld, welche sich nur im Tode sühnt, in sichtbarer gewaltiger Handlung vor das Auge des Zuschauers trete; Lothar's Schuld aber, die ihm die Kronenwächter auf die Fahrt mitgeben, schreibt sich eigentlich vor dem Beginne des Stückes her und läßt sich leicht von ihm auf seine Erzieher abwälzen, daher sein Charakter, wenn auch schön gedacht, doch für das Drama zu passiv, zu poetisch weich erscheint. Auch die Episode mit dem Maler, welche durchaus nicht motivirt wurde und hemmend wirkt, ist ein Gebrechen und mahnt unnöthiger Weise an Brakenburg. — Dagegen verrathen die Charaktere des Kaisers Max, des Herzogs Konrad, der Prinzessin Susanne, so wie die eingeflochtenen Volksscenen, den dramatischen Dichter von Beruf, der auf seiner Bahn muthig und rüstig fortschreiten möge, um uns durch immer schönere Blüten seines Geistes zu erfreuen. — Die Darstellung war eine des

Hoftheaters würdige; namentlich verdient Ull. Eng-  
haus für die begeisterungsvolle Auffassung der Prin-  
zessin Susanne und für den elektrisirenden Vortrag ih-  
rer Verse im 3. Acte die größte Auszeichnung; ihr  
zunächst stand der lebenswarme, jugendlich frische  
Löwe (Lothar) und Meister Anschlag als Kaiser  
Max; weniger genügten La Roche (Konrad) wegen  
zu großer Monotonie, und Mad. Koberwein in

der Rolle des Bürgermädchens, welche vielleicht durch  
das verunglückte, leider sehr störende Nebenpiel eines  
Anfängers (Maler Anton), zu befangen war, wie-  
wohl sie in der wirksamen Scene zwischen ihr und  
Lothar im 4. Acte lebhaft applaudirt wurde. In den  
Nebenrollen zeichneten sich die Herren Wilhelm  
(Waffenschmied) und Wothe (Bittelvogt) aus.

## Feuilleton.

Kritik. Der Lobhudelstil gewisser „Privatmitthei-  
lungen“ scheint jetzt auch, wenigstens bei Besprechung  
der Dresdner Theaterangelegenheiten, in andere Jour-  
nale seinen Weg gefunden zu haben. Wenn in solchen  
Fällen nur die Kritiker (?) vorsichtig sein und nicht  
gerade Dinge für ihren Lobfalm wählen wollten, bei  
denen auch der Uneingeweihte sofort die Absichtlichkeit  
herausfühlt! So bringt eine Correspondenz aus Dres-  
den in der neuesten Nummer der „Jahreszeiten“ und  
der „Europa“ (äußern und innern Gründen zufolge  
müssen beide aus Einer Quelle stammen,) eine Belo-  
bung der Hoftheaterdirection über die Vorführung von  
Donizetti's Oper: Don Pasquale, die eine „sehr  
anmuthige und fließende Composition, eine melodiose  
Kleinigkeit“ genannt wird, die „allen übrigen desselben  
Meisters nicht nachstehe“ (das ist eben kein Compli-  
ment für Donizetti!), und deren mißliebige Aufnahme  
Seitens des Publikums „Parteiungen“ zugeschrieben  
wird. Ob denn der Correspondent wirklich nicht weiß,  
daß im Dresdner Theaterpublikum gegen etwas Par-  
teiuungen nicht leicht vorkommen? Ob er wirklich nicht  
weiß, daß der Don Pasquale überall, selbst in Ita-  
lien, Fiasco gemacht, eben weil er geradehin eine der  
schlechtesten Subtelien des vielschreibenden Maëstro  
ist? Ob er wirklich es bedauernswerth findet, wenn  
ein Theaterpublikum endlich zu einigem Bewußtsein  
gelangt? Ob er wirklich die flachste italienische Com-  
position einer tüchtigen deutschen vorzieht? Ob er  
meint, die Direction bedürfe in dem vorliegenden Falle  
einer Entschuldigung oder Rechtfertigung? u. s. w.  
Wir könnten diese Fragen in infinitum fortsetzen, wol-  
len indeß hier abbrechen mit der Bemerkung, daß der-  
artige Mißgriffe, bei denen irgend welche Absichtlich-  
keit wenigstens äußerlich präsumirt werden muß, der  
Sache, die sie vertheidigen wollen, jedenfalls mehr scha-  
den als nützen!

18.

Paris. Ueber die Weltstadt ist schon so Manches  
geschrieben, sie ist oft aus den entgegengesetztesten  
Gründen das Ziel der sehnsüchtigen Wünsche so vieler,

sie vereinigt wirklich des Interessanten so viel in sich,  
daß sie wohl als ein Mikrokosmos im Makrokosmos  
angesehen werden darf, und Alles interessant erscheint,  
was sie betrifft. Deshalb theilen wir aus einem so  
eben erschienenen statistischen Werke Folgendes über die  
Bevölkerung von Paris mit: Sie betrug zu Ende  
des vorigen Jahres 785,862 Seelen, von denen die  
Hälfte nicht dort geboren ist, und unter 100 Todes-  
fällen rechnet man 50 Pariser, 2 Franzosen aus dem  
Seine-Departement, 41 aus den andern Departements,  
7 von unbestimmter Herkunft. Unter der angegebenen  
Zahl der Bevölkerung gehörten den sogenannten freien  
Ständen an 125,738, (dabei auf 100 Personen 49  
Proprietäre oder Rentiers, 21 Angestellte, 9 Künstler,  
6 Juristen, 5 Lehrer, 3 Aerzte, 1 Literat und 6 mit  
andern Beschäftigungen), zum Handelsstande gehörten  
70,727 (darunter 6819 Weinhändler, 3663 Gewürz-  
krämer, 3780 in Hallen und auf Märkten hausirende  
Krämer), zum Handwerkerstande 387,921 (darunter  
25,146 Schuhmacher, 20,795 Schneider, 15,207 Tisch-  
ler, 11,295 Schlosser u. s. w.), zum Beamtenstande  
172,890, zum Militärstande 78,586; Dienßboten gab  
es 50,177, unter denen 13,919 männliche und 36,258  
weibliche sich befinden.

36.

Gentleman. In welche Sprache läßt sich dieses  
Wort übersetzen? In die deutsche: der Gentleman ist  
der „Wielgewaschene“; viel Waschen, feine Wäsche und  
fließendes Gewäsche sind die Kennzeichen eines Gentle-  
man, und im Gegensatz zu ihm heißt das Volk: the  
great unwashed, die ungewaschene Menge. Die eng-  
lische Waschlust erklärt sich einmal aus dem Klima,  
denn es ist feucht wie das des aus demselben Grunde  
überreinen Holländers, und überdies ist die Luft  
stets mit Kohlenstaub geschwängert; und dann in ih-  
rer fashionablen Eigenschaft daraus, daß nicht allein  
die Damen der hohen Aristokratie, welche den Ton  
angeben, sondern überhaupt jede Hausfrau in den  
wohlhabenden Ständen eigentlich wenig weiter zu thun  
hat im Hause, will sie nicht schriftstellern, als sich

zu waschen, anz- und umzukleiden. Das Waschen ist ein leichter und anmuthiger Zeitvertreib. So kommt es denn, daß der Engländer eine übermohammedanische Verehrung für Ablutionen hegt, von der Aufwärter und Mägde in den Gasthöfen des Continents, wo Engländer einkehren, viel zu erzählen wissen.

*Crimen laesae majestatis.* Zur Zeit des französischen Kaiserreichs edirte der bekannte Lexikograph Boiste, ein Stubengelehrter im wahren Sinne des Worts, der sich um nichts als um seine Wörter bekümmerte, sein großes Wörterbuch. In den einzelnen Artikeln desselben hatte er mit großer Sorgfalt die Autoren und Urheber der Wörter citirt, und es fand sich da unter andern: *Spoliateur*, Buonaparte, weil Bonaparte das genannte Wort zuerst gebraucht hatte. Einem Censor aber kam das Ding verdächtig vor — er witterte tieferen Sinn, ja eine Majestätsbeleidigung, und auf seine Anzeige ward der Vfr. gefänglich eingezogen, bis endlich nach dreimonatlicher Haft das Mißverständnis zu seinen Gunsten sich aufklärte. 27.

Die höchste Einnahme des Coventgarden-Theaters zu London belief sich im Jahre 1811 auf 100000 Pfd. Sterling. Das rührte unstreitig zum großen Theile daher, daß in diesem Jahre zum erstenmale Pferde auf die Bühne gebracht wurden. Die ziehen!

*Merkwürdig.* In dem Verzeichnisse der während des Monats September auf der Brüsseler Eisenbahn vergessenen und verlorenen Sachen, die bis zum 1. October noch nicht zurückgefordert worden waren, befindet sich nach der Mittheilung des Brüsseler *Moniteur*, auch ein Geldsack mit 73665 Frs. Damit muß es doch eine eigene Bewandniß haben. 18.

Solches geschah ehemals. Aus einer allerhöchsten Kabinettsordre an die General-Direction des Königl. Preuß. Nationaltheaters vom 16. Januar 1800 entnehmen wir Folgendes: „Bei dieser Gelegenheit kann Ich nicht umhin, Euch zu erkennen zu geben, wie Ich in den Vorstellungen Gedächtniß-Nachlässigkeiten und Mangel an Deutlichkeit bereits lange mißfällig wahrgenommen habe. Ich verlange daher von Euch, daß Ihr keine strafbare Nachsicht hegt, sondern daß diesem Fehler abgeholfen, oder statt der nachlässigen Mitglieder andere Engagements getroffen und jene entlassen werden. Ich wünsche die vaterländische Bühne so voll-

kommen als möglich zu sehen, daher unbrauchbare und nachlässige Subjekte davon entfernt und bessere engagirt werden müssen.“

*Königliches Handbillet.* An die Schauspielerin Unzelmann. Ich habe Eure Eingabe vom 10. d. M., worin Ihr mich um Bewilligung eines Hausbaues bittet, wohl erhalten und würde gern Euren Wünschen entgegenkommen, wenn die Menge und Größe schon für mehrere Jahre im Voraus bestimmter Baugesenstände es gestattete. Ich hoffe indessen bald eine andere Gelegenheit zu erhalten, wo ich Euch durch die That beweisen kann, wie sehr ich Euren Werth als eine vorzügliche und seltene Künstlerin schätze, als Euer gnädiger Königl. Charlottenburg, den 14. Juli 1804. Friedrich Wilhelm. 26.

*Menschenfleischgenuß.* Ein Binnenländer aus Celebes, einem Europäer als Slave geschenkt, sagt darüber, als Kenner, Folgendes: „Menschenfleisch schmeckt besser als Hirsch-, Hunds-, Rind- und Pferdefleisch. Das Fleischige am Kopfe, das Gehirn und die Eingeweide werden nicht gegessen. Das Beste, was sich fast immer die Häuptlinge zueignen, sind die Ballen oder das Innere der Hand, die Finger, und der Ballen oder das Unterste der Füße, von den Fersen bis zu den Zehen. Darauf folgt das Fleisch um die Brustwarzen, die Waden und die Backen des Hintern. Weniger Geschmack hat das übrige Fleisch an Armen und Beinen; Bauch und Rücken, oder der wirkliche Leib, wird nur vom gemeinen Volke und den Sclaven gegessen, bei großem Ueberflusse auch von diesen weggeworfen.“

*Ehr. E. Biscow* macht in seiner Satyre: „*vitrea fracta*, oder des Ritters Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeeden betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren, welche derselbe den 13. Jan. a. 1732 auf einer gefrorenen Fensterscheibe wahrgenommen,“ darauf aufmerksam, daß, da diese Figuren vom Hauche der im Zimmer befindlichen Personen entstehen, die Obrigkeiten, wenn sie etwa im Winter böse Anschläge ihrer Unterthanen fürchten, die gefrorenen Fensterscheiben verdächtiger Häuser untersuchen lassen möchten. Das hätte man in Petersburg bei der Militärverschwörung im Decbr. 1825 besonders thun können. 28.

J. S.

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.